Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 19

Artikel: Eine fromme Lüge [Fortsetzung]

Autor: Fröhlich, Hanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636300

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

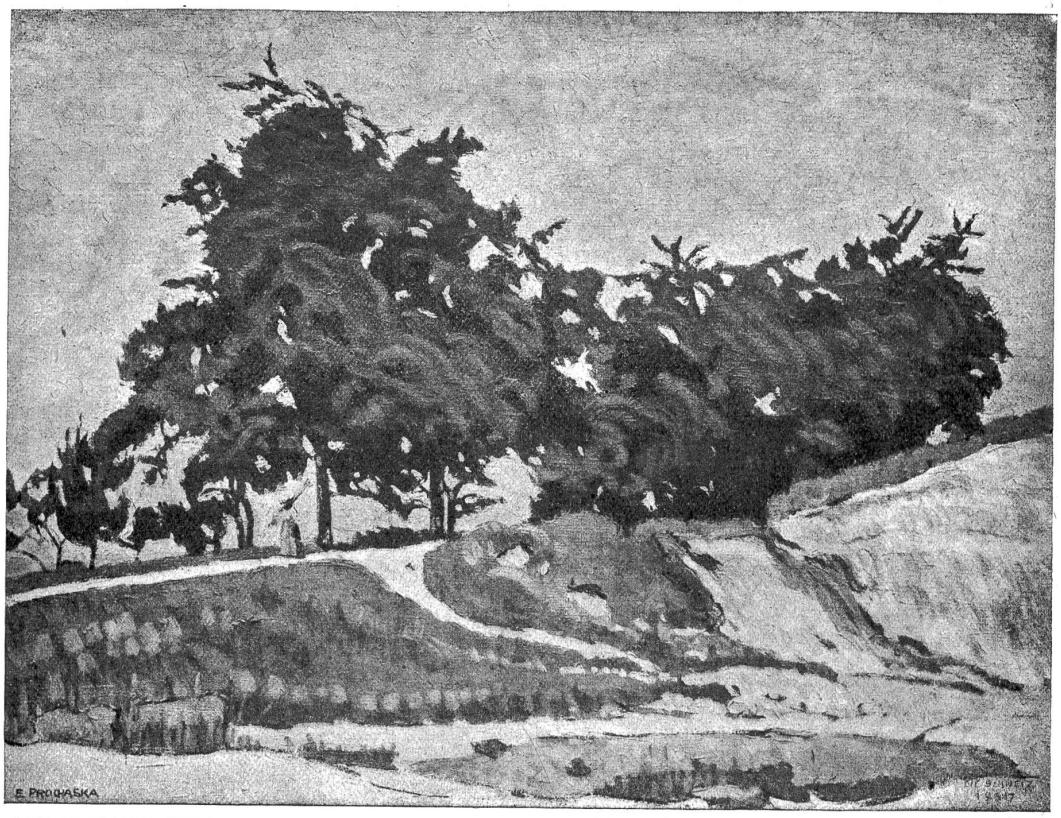
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Treppenaufgang hingen rechts ein als Stilleben gedachtes Schaufensterbild von Ed. Boß, links ein großes, wuchtig wirkendes Riesenbild von Brack, eine schöne, farbenfreudige Brienzersee-Landschaft von Buri, eine vornehme Wald- und Winterlandschaft von A. Tièche und ein sehr schönes Bielerseebild von E. Geiger, auf dem der Seespiegel in wunderbarem Silberton erglänzt und lebendig wird. Die Wandelgänge des ersten Ranges bargen unter anderm einige Winterlandschaften von Amiet, deren weiche Stimmungen indessen auf der grauen Umgebung nicht zur gewünschten Wirkung kamen.

Im Gang vor dem Foyer und in diesem selbst waren eine schöne Zahl Plastiken ausgestellt — dazwischen hingen noch zwei ausdrucksvolle Buri-Bilder: die prächtige, breitausladende Brienzer-Bäuerin und der schöne Scharfschütze — die zum verweilenden Beschauen einluden, da sie mit großem Geschick aufgestellt waren: Eine Bronze „Wildrind" von Hänny von entzückender Frische und Eleganz, eine beseelte „Verzückte" und ein Krieger in Bronze vom gleichen Künstler; dann Herm. Hubachers „Adorant", die preisgekrönte Bronzefigur, die den Widmannbrunnen schmücken soll und in hohem Maße schmücken wird, und die Bronze „Der Durstige". Die bedeutungsvollsten Nummern aber der ganzen Ausstellung waren die 9 Rodo-Plastiken, die alle aus Berner Privatbesitz stammen. Die Albert Welti-Büste sahen wir gerne ein zweites Mal, die Verlaine- und die Hodlerbüste, die wunderlieblichen Kinderköpfchen in der Eierschale, sie und die andern hinterließen einen freudig-starken Eindruck.



Emil Prochaska, Bern — Bei der Kiesgrube.

Im Foyer, in dem die beiden „Kompositionen" von Leo Steck eindrucksvoll in die Augen fielen, standen zwei Vitrinen mit Batikarbeiten und Stickereien, von M. L. Hubacher-Tscherter, Ella Keller, Odette Ruffy † und Martha Zulauf gefüllt. Die wundervollen, originellen, durch außergewöhnlich geschmackvolle Farben ausgezeichneten Batiken der ersteren mußten jeden Beschauer entzücken.

Wir können nicht alle Namen nennen; was weiter noch stand und hing, war durchaus gewählt und rundete den Eindruck ab. Dieser Eindruck war ein starker und für jeden künstlerisch empfindenden Beschauer wohltuend. Die Veranstalter haben ganz offenkundig ihren Zweck erreicht: Ende gut, alles gut, sagten sie sich mit Recht. Das Berner Theater Publikum ist ihnen für das Gebotene von Herzen dankbar. Es ist zu hoffen, daß auf diese oder jene Weise für die viele Arbeit und Mühe auch der Lohn sich finden werde.

Eine fromme Lüge.

Eine wahre Geschichte von Hanna Fröhlich. 2.

Viel zu bedächtig für die Ungeduld der Blinden ward der Brief geöffnet, den Margrit mitgebracht hatte, und ein verborgener Zuschauer würde bemerkt haben, wie eine brennende Röte sich mehr und mehr über ihr Antlitz ergoß, als sie zu lesen begann:

„Mein liebes Mütterlein!

Du darfst mir nicht zürnen, daß ich so selten schreibe — bis man endlich einen Winkel gefunden hat, wo dies möglich wäre, ist man zu müde dazu —, es geht einfach nicht mehr. Ja, wenn die Gedanken sich allemal zu Worten umformten! Denn ich denke viel an daheim, wie gemütlich es jetzt wohl abends sein mag bei Dir in Deinem Stübchen — etwas anders, als wenn hier im Schützengraben mit Einbruch der Nacht die französischen Kugeln und Granaten immer aufs neue zu pfeifen anfangen, daß einem bangen könnte um sein Bischen Leben, wenn man überhaupt Zeit fände zum Denken. Sei ruhig, Mütterlein, Deinem Jungen ist noch nichts geschehen, mir ist sehr wohl hier draußen. Dich weiß ich ja in treuer Hut bei der Margrit, hat sie mir doch ihr Wort drauf gegeben. Jedesmal, wenn wieder Socken eintreffen von Dir, dann können sich meine Kameraden nicht genug wundern über die saubere Arbeit, weil sie doch wissen, daß Du Arme blind bist. — Also sorge Dich nicht allzusehr um Deinen Jungen, Du Gute, Liebe, mir geht es ganz gut. Grüße mir besonders die Margrit und alle, die mir nachfragen.

In treuer Liebe allezeit

Dein Walter."

Hörbar seufzte die Blinde auf, als das Mädchen geendigt hatte. — „Gottlob und Dank! er lebt also noch immer, es ist ihm noch nichts geschehn, sie haben ihm noch immer nichts anhaben können, die feindlichen Kugeln! Aber weißt Du, was mich merkwürdig berührt? Früher schrieb

er immer vom Wiedersehn, das klang so fröhlich, so zuversichtlich, daß es einem mitriß, und jetzt steht davon nie mehr etwas in seinen Briefen. Ob er wohl selbst nicht mehr daran glaubt, daß er heil und gesund wieder heimkehrt? Ich meine immer, dann müßte ein Wunder geschehn und der Herrgott müßte mir zu jenem Tag das Augenlicht wieder schenken! Aber was ist Dir denn heute, Kind, ich glaube gar, Du weinst?" unterbrach sie sich selbst. Was ist denn los? Früher, wenn wieder einmal ein Brief kam von Walter, da pflegtest Du wie ein Füllen zu tollen vor Freude und nun scheinst Du gar traurig darüber?"

Da zog ein tiefes Erschrecken über das junge Gesicht. „Ach, Mutter, das darf Euch nicht wundern, die Tränen sitzen gar lose bei mir seit dieser fürchterliche Krieg so lange dauert, und heute früh hat uns der Vater aus der Zeitung vorgelesen. Seid froh, daß Ihr davon nichts seht und hört, denn es ist grauenhaft, was sich die Menschen gegenseitig antun, wie die Völker nur darauf ausgehn, einander zu vernichten! Ich muß immer an die armen Hinterbliebenen denken, an die Verwaisten! Denen, die eine Kugel gleich sofort dahinrafft, ohne daß sie erst noch lange leiden müssen, geht's eigentlich nicht am schlimmsten; vielmehr zu bedauern sind die armen Krüppel, und nun gar erst die, welche, wie Ihr, Mutter, nichts mehr sehen können; was muß das für ein unendlich schweres Los sein! Aber auch die tun mir so leid, welche ihre Lieben nie, nie mehr sehn werden, und während sie noch immer hoffen auf ein Wiedersehn, schlafen die geliebten Menschen längst in fremder Erde. Ach, Mutter, Ihr dürft Euch wahrlich nicht wundern, daß ich nicht mehr die Alte bin, wer vermöchte da fröhlich zu bleiben! Ich weine oft halbe Nächte lang um all das Leid, welches die Menschheit jetzt trägt, ich kann nicht anders."

„ — — — Bist halt mein gutes, liebes Kind, meine Margrit!" sagte die Blinde und streichelte zärtlich die wohlgeformten, aber recht arbeitsgewohnten jungen Hände. „Welch ein goldenes Herz Du in der Brust trägst, davon habe ich arme Blinde täglich Beweise; aber weißt Du, ich meine halt doch, allzuviel darfst Du Dein junges Leben nicht beschweren mit dem Weh der Menschheit — was nützt's? Kannst Du was ändern damit, wenn Du Dir Deine lieben Augen krank weinst? — Nimm ein Beispiel an mir und hüte dieses kostbare Gut, das uns nichts zu ersetzen vermag; hätte ich besser Sorge getragen dazu in jungen Jahren, ich wäre jetzt auch keine so unnütze Last, sondern vermöchte noch redlich meinen Platz auszufüllen in der Welt, so lang ich überhaupt da sein muß. Dabei fällt mir mein Vater ein, der hat stets behauptet, etwas von jenem Bauer stecke in jedem Menschen: Ueber das badische Land zog sich eines Tages eine dicke Last schwerer schwarzer Wolken zusammen; immer besser sah man, daß ein furchtbares Gewitter heraufzog. Der Bauer stand unter dem schützenden Vordach seines Heims und beobachtete angestrengt den Himmel. Wild ballte der Sturm die Wolken zusammen und furchtbar zuckten die Blitze nieder zur Erde. Aber mitten unter dem rollenden Donner und dem prasselnden Regen, der jetzt zu strömen begann, rieb sich der Bauer gleichmütig die Hände: „'s hat nichts zu bedeuten, das Wetter — eingeschlagen hat's nur drüben im Württembergischen." Siehst Du, Kind, uns geht's ein wenig wie dem Bauer, das Kriegsgewitter hat noch keine Bedeutung, noch lebt ja der Junge und ist heil und gesund! Drum wollen wir uns freuen und nicht vorzeitig uns dem Trübsinn hingeben. Damit Du jetzt wieder auf andere Gedanken kommst, Mädel, fabrizieren wir zwei gleich einen Brief zusammen. Ich vermag Dir gar nicht zu sagen, wie dankbar ich bin, daß der Junge noch gesund ist, es drängt mich förmlich zu einer Antwort, gleich jetzt. Aber gelt, ich bin recht egoistisch, denke nur an mich und meine Wünsche, während Du sicher anderes zu tun hättest, armes Ding; Dich so lange aufzuhalten ist unverzeihlich. Sag's, wenn Du jetzt nicht kannst, dann lassen wir's für später."

„Doch, doch, Mutter Gruner, für einen kleinen Brief reicht meine Zeit schon noch, bloß darf er nicht lang werden."

Wie langsam es heute der Margrit von der Hand geht, dachte die Blinde, ach, sie sah ja nicht, wie Tränen den Blick verdunkelten, wie das arme Mädchen immer wieder mit dem Handrücken die Augen wischte, denn sie mußte aufmerksam schreiben, was die Blinde diktierte, verlangte sie doch stets zum Schluß, ihren Brief vorgelesen zu bekommen. Ach und so hoffnungsfreudig klang alles, was sie da zu Papier bringen mußte, während es ihr beinahe das Herz zerriß.

„So, und nun noch den Schluß, Margrit, aber bitte recht genau: „Es ist Zeit, daß der Krieg bald ein Ende hat, Junge, die Margrit versauert sonst noch bei mir blinden Alten. Keine Spur mehr von dem lustigen Mädel von einst, vielleicht gelingt es Dir nachher, sie wieder aufzurichten. Und nun laß bald wieder von Dir hören, mein Junge, Du ahnst ja nicht, wie ein paar Zeilen von Dir mein altes Herz erfreuen, und sei innig gegrüßt von Deiner Mutter, die Dich lieb hat, Albertine Gruner."

Sie wunderte sich im stillen, die alte Frau, daß Margrit keinerlei Einsprache erhob; früher hätte solch eine Bemerkung ihr Mißfallen erregt, durch die sie direkt in den Vordergrund geschoben wurde. War doch schon immer ihr zweites Wort: „Nicht daß sich der Walter etwa einbildet, ich will was von ihm, nur Euch zulieb, Mutter, schreib' ich es nieder." Aber heute sagte sie nichts dagegen — sie kannte sich nimmer aus mit dem Mädel!

Ach, wenn sie hätte lesen können, hinter der weißen Mädchenstirn, wo sich die Gedanken drängten — zuletzt schrie es förmlich in Margrit: hat denn die Qual noch immer kein Ende! Weiter vermochte sie nichts mehr klar zu denken. . . . .

Und nun hab' Dank, liebes Kind, daß Du meine ungeduldigen Wünsche so geduldig erfüllst, nimm, dort im Buffet liegt Geld, für die Marke. Wenn Du noch einen Augenblick für mich übrig hast, o dann lies mir noch einmal jenes schöne Gedicht! Du weißt schon, es klingt wie ein Gebet. Mir ist dabei, als würd' ich mit unserm Herrgott selbst reden, so klar drückt es aus, was ich denke.

Ach ja, Margrit wußte nur zu gut, was sie meinte — einen Moment später drangen die schönen Worte deutlich und wohlklingend über ihre bleichen Lippen, aber was sie dabei litt, das wußte nur sie allein:

Meinen lieben, lieben Knaben,
Seine Wang' noch so zart,
Noch so flaumig sein Bart,
Auch ihn müssen sie haben!

Ach, das ist hart! —
Ich möcht am liebsten weinen,
So ist das Herz mir schwer!
Hab' keinen andern, keinen
Als nur diesen Einen!

Und den geb' ich her . . .
Geb' ihn her, muß ihn geben,
Laß von dannen ihn gehn,
Als wär's zum Spiel nur eben
Und ist vielleicht fürs Leben

Auf Nimmerwiedersehn.
Nicht oft hab' ich verschlungen
Zum Beten die Händ! . . .
Jetzt hat es mich bezwungen.
Ich bete — für meinen Jungen,
Herr! führ's zu gutem End! . . .

„Jetzt muß ich aber heim, Mutter, ich kann nicht mehr," und fort huschte die Margrit.

(Schluß folgt.)